

Max Frisch überwies ihm 20 000 Franken

Er ist ein Einzelkämpfer und eine der markantesten Stimmen der Schweizer Literatur. E. Y. Meyer über seine Freundschaft zu Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld, zu Frisch und Dürrenmatt und darüber, weshalb er bei der Masseneinwanderungsinitiative mit Ja stimmte. *Von Rico Bandle*



Trubschachen ist überall: Autor E. Y. Meyer, 71.

So stellt man sich den Urtypus eines Schriftstellers vor. Bärtig, etwas korpulent, mit schwarzem Hut, tiefer Stimme, wortgewaltig. E. Y. Meyer, 71, ist ein Monument der Schweizer Literatur. Mit seinem Erstling «In Trubschachen» erklimmte er bereits 27-jährig den Olymp: Siegfried Unseld, der Chef des führenden deutschen Literaturverlags Suhrkamp, erklärte das Buch zum wichtigsten der Saison. Die Stars der Branche scharten sich um ihn, der junge Berner galt als das kommende Literaturwunder.

Der Roman über einen sinnsuchenden Philosophiestudenten, der einige Tage im Emmentaler Dorf verbringt, traf den Zeitgeist: mit seiner Sprache, mit seinem Blick auf den abgelegenen Ort, der in Wahrheit ein Blick auf «die Welt in einer Nusschale» ist, wie Unseld schrieb. Meyer konnte den Spontanerfolg zwar nicht wiederholen, aber mit «In Trubschachen» gelang ihm der Durchbruch, in dessen Folge inzwischen ein ganzes Lebenswerk entstanden ist, das aus Romanen, Erzählungen, Essays, Theaterstücken und Gedichten besteht.

«Ypsilon», wie ihn seine Freunde nennen, umgab immer eine geheimnisvolle Aura. Stets war er ein Einzelgänger: unberechenbar, überraschend, kämpferisch. Nie liess er sich einer Gruppe zuordnen, weder literarisch noch bei seinen eigenwilligen Äusserungen zur Schweizer Politik.

Eigentlich wollten wir uns schon im Oktober 2016 treffen, zu seinem siebzigsten Geburtstag. Erst verschob er das Gespräch, um seinen neuesten Roman fertigzuschreiben, dann aus gesundheitlichen Gründen. Er hatte Darmkrebs. Der Roman ist zwar noch immer nicht veröffentlicht – «der kommt voraussichtlich nächstes Jahr» –, dennoch sitzt E. Y. Meyer mir nun in der Hotelbar des Berner «Kursaals» gegenüber, vor sich ein Glas Gin Tonic. Mit einem gesunden Teint, die Krankheit sei im Moment eingedämmt, wie er sagt.

Herr Meyer, es sind genau 45 Jahre her seit der Publikation von «In Trubschachen». Kam der Ruhm für Sie zu früh?

Ich war selber überrascht darüber, was der Roman auslöste. Die Besprechungen überschlugen sich. Man lud mich nach Deutschland zu Diskussionssendungen ein. War das zu früh? Ich glaube nicht. «In Trubschachen» ist bis heute immer noch der einzige Roman in deutscher Sprache, der konsequent in der «man»-Form anstatt der Ich-Form und zudem noch im Konjunktiv geschrieben ist. Und so etwas kann man eben nicht wiederholen.

Das Feuilleton liebte das Buch, bei der Bevölkerung in Trubschachen löste es Empörung aus. Ich kann das nachvollziehen. Wie Sie als intellektueller Städter in das

abgeschiedene Dorf gehen, dort hochgestochen über Kant philosophieren – daneben wirkt die Dorfbewölkerung ziemlich zurückgeblieben.

So hat das Buch aber ausserhalb von Trubschachen niemand gelesen. Es geht in dem Roman ja nicht um Stadt oder Land oder um «gescheit» oder «dumm», sondern um eine viel tiefere Dimension: um eine Reflexion über das Leben und den Tod nämlich. Und das Dorf Trubschachen ist dabei im Grunde auch gar kein realer Ort, sondern eine Metapher für die existenzielle Situation des Menschen. Ein Ort also, der überall auf der Welt sein könnte.

Wie sind Sie denn auf die Idee gekommen, dieses Buch zu schreiben?

Als ich damals sieben Tage in Trubschachen verbrachte, wollte ich überhaupt kein Buch darüber schreiben. Ich wollte einfach über die Neujahrsfesttage weg vom Trubel. Mein Philosophieprofessor, Georg Jánoska, hatte mir zuerst empfohlen, nach Eggwil zu gehen. Dort war aber kein Zimmer mehr frei. Seine zweite Wahl war Trubschachen. Also fuhr ich dorthin, zusammen mit meiner ers-

«In der Schule wurde uns gesagt, wir dürften keine Sätze mit <man> machen. Das hat mich gereizt.»

ten Frau, die im Buch allerdings nicht vorkommt. Ich machte nur ein paar Notizen, so wie immer. Zum Beispiel habe ich die Speisekarten abgeschrieben, sie kommen im Buch vor.

Weshalb eigentlich die «man»-Form? Die Erzählfigur sagt nicht «Ich gehe», sondern «Man geht». Auch dadurch wirkt der Roman unnahbar.

In der Schule wurde uns immer gesagt, wir dürften keine Sätze mit «man» machen. Mich hat gereizt, genau das Gegenteil zu tun: zu schauen, ob es möglich ist, nur mit «man» einen grösseren Text zu schreiben. Diese Form führt zwar zu einer Verallgemeinerung, aber die Figur des «man» wird trotzdem greifbar: Es drückt sich in ihr etwa aus, was jedermann passieren könnte. So dass sie in diesem Sinn also ganz und gar nicht unnahbar ist.

Sie wurden mit Thomas Bernhard verglichen.

Ich habe die ersten Bücher von Thomas Bernhard schon gelesen, als er noch unbekannt war. Bei Verlagsanlässen habe ich ihn dann ein paarmal aus der Entfernung gesehen. Er und Peter Handke waren die zwei grossen Namen im Verlag, die alle bewunderten. Ich bin aber nicht zu ihm gepilgert, wie etwa Hermann Burger; der hat dann auch etwas geschrieben über den Besuch.

Als Sie Anfang dreissig waren, veröffentlichte der Suhrkamp-Verlag bereits einen Band

mit Texten über Sie, herausgegeben von Beatrice von Matt. Ein Ritterschlag, der sonst nur ganz grossen Autoren zuteilwird.

Ich gebe zu, darauf hatte ich etwas gedrängt. Für mich war das eine schöne Sache. Unseld hielt mich für ein grosses Talent und hat mir diesen Wunsch erfüllt.

Aus der Zusammenarbeit wurde eine enge Freundschaft mit Unseld. Wie hatten Sie den grossen Verleger eigentlich kennengelernt?

Suhrkamp veröffentlichte vor «In Trubschachen» schon meinen ersten Erzählband – nachdem mir viele deutlich unbedeutendere Verlage abgesagt hatten. Damals besuchte ich Unseld während der Frankfurter Buchmesse. Seine Sekretärin liess mich in sein Büro, er reichte mir die Hand und sagte mit seiner tiefen Stimme: «Ein Reisender in Sachen Umsturz.» Das waren seine ersten Worte. Wir redeten lange, auch über das Schwimmen. Er schwamm jeden Tag. Danach schickte ich ihm immer ein Telegramm, sobald die Aare achtzehn Grad erreichte.

Ein Telegramm?

«Aaretemperatur 18 Grad», stand darauf, sonst nichts. Am nächsten oder übernächsten Tag war er bereits in Bern. Er stieg jeweils im «Bellevue» ab. Wir tranken an der Bar einen Gin Tonic, fuhren mit dem Taxi ins Eichholz, schwammen die ganze Aareschleife hinunter bis zum Altenberg, das Taxi brachte uns die Kleider. Am Abend auf der «Bellevue»-Terrasse nahmen wir dann das Nachtessen ein. Das war unser Ritual.

Peter Meyer, wie der Schriftsteller mit bürgerlichem Namen heisst, ist in Pratteln aufgewachsen, in einfachen Verhältnissen. Der Junge schämte sich jeweils, den Beruf des Vaters zu nennen: Heizer in einer Reifenfabrik.

Zu Hause wurde viel gelesen. Der Vater war Anhänger von G. F. Ungers Wildwestromanen, die man damals an jedem Kiosk kaufen konnte. Auch Peter las diese Geschichten gern. Vor allem faszinierte ihn das G. F. im Autorennamen – was später mitverantwortlich dafür war, dass er sich E. Y. nannte, in Anlehnung an die Schreibweise seines Nachnamens Meyer.

Sein Studium der Germanistik und Philosophie brach Meyer ab, dafür liess er sich zum Primarlehrer ausbilden – wie so viele Schweizer Autoren seiner Generation. Allerdings arbeitete er nur kurz auf dem Beruf: Der frühe Erfolg ermöglichte es ihm, zum kleinen Klub der Autoren zu gehören, die sich ganz dem Schreiben widmen können.

Der andere grosse Schweizer Suhrkamp-Autor jener Zeit war Max Frisch. Kam er auch manchmal mit zum Schwimmen?

Nein. Ich weiss gar nicht, ob er gerne schwamm. In Zürich fuhr Max mit mir in

seinem Jaguar gern zum Essen irgendwohin aufs Land.

Worüber haben Sie mit ihm gesprochen?

Über die Weltlage, die Literatur, woran wir gerade schrieben. So genau weiss ich das nicht mehr.

Stimmt das Gerücht, Max Frisch habe Sie in einer Notlage einmal grosszügig finanziell unterstützt?

Ja. Ich hatte oft Geldprobleme. Meine Bücher wurden zwar gelobt, ich war bekannt und hatte auch beachtliche Auflagen, aber halt nie die ganz grossen Bestsellerzahlen. Deshalb war ich auf Stipendien und Preise angewiesen. Als ich wieder einmal ohne Geld dastand, habe ich ihm geschrieben. Er schickte mir umgehend einen Check über 20 000 Franken.

War er ein so grosszügiger Mensch? Oder war das bloss eine gönnerhafte Geste, mit der er seinen Reichtum und Erfolg zur Schau stellen konnte?

Nein, er war mir gegenüber sehr grosszügig, sehr kollegial. Wir haben uns sehr gut verstanden. Er hat mich auch in Bern besucht.

Sie gingen 1993 weg von Suhrkamp zum neuen Verlag von Egon Ammann. Weshalb?

Das war, im Nachhinein gesehen, vermutlich ein Fehler. Unter Unseld war der Verlag eine verschworene Gemeinschaft, wie von Hermann Hesse im «Glasperlenspiel» beschrieben. Die vielzitierte «Suhrkamp-Kultur» gab es tatsächlich. In meinem Roman «Das System des Doktor Maillard» hatte ich nun aber ein paar Seitenhiebe gegen Thomas Bernhard und Peter Handke platziert, damals die zwei unangefochtenen Stars im Verlag. Unseld, der das Buch selber lektorierte, verlangte, dass ich das rausstreiche. Ich hab's dringelassen, aber abgeschwächt. Unseld akzeptierte, sagte aber, er werde keine Werbung machen für das Buch. Und für den nächsten Roman verwehrte er mir einen Vorschuss. Ich brauchte aber dringend Geld. Deshalb wechselte ich zu Ammann. Verleger Egon Ammann hatte mir grosse Versprechungen gemacht, die meisten davon dann aber nicht gehalten.

Mit der Freundschaft zu Unseld war es dann auch vorbei?

Ja, er war sehr sauer. Meine Bücher verschwanden bei Suhrkamp, wurden nicht

weiter vertrieben. Zum Schwimmen kam er auch nicht mehr.

Eine andere wichtige Ansprechperson für Sie war Friedrich Dürrenmatt.

Ihm konnte ich auch am Morgen um zwei anrufen. Wir diskutierten vor allem über naturwissenschaftliche Themen, über den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik, über Entropie und Negentropie. Er kannte sich in dem Bereich sehr gut aus. In der Schule hatte ich das nie richtig verstanden. Mit Dürrenmatt konnte ich dies nachholen. Auch über die Sterne haben wir viel gesprochen.

Wie haben Sie ihn erlebt?

Als sehr offenen Menschen. Einmal lud er mich zum Geburtstag ein. Ich sagte ab, da meine Schwester am selben Tag Geburtstag hatte. Da meinte er: «Nimm sie doch einfach mit.» Also gingen wir zu ihm, ich hatte eine Polaroidkamera dabei, damals eine Neuheit. Er war begeistert von dem Apparat, nahm ihn in die Hand, machte Grimassen und mehrere Aufnahmen von sich. Diese Fotos sind jetzt alle im Literaturarchiv in der Nationalbibliothek.

Die ersten Selfies.

Ja, Selfies vor den Selfies. Diese Zeit vermisse ich schon. Auch mit Peter Bichsel hatte ich guten Kontakt, ihn habe ich oft in Bellach besucht. Er kochte jeweils Spaghetti, seine Frau die Sauce. Bei ihm hörte ich zum

ersten Mal «Bella ciao» und andere sozialistische Lieder aus Italien. Ich sollte ihn wieder einmal besuchen. Das letzte Mal habe ich ihn an der Beerdigung von Kurt Marti gesehen.

E. Y. Meyer hat sich stets politisch engagiert, vor allem für Umwelthanliegen. Zum Gespräch hat er ein Flugblatt mitgebracht, mit einem Bild darauf, auf dem der Turm des Berner Münsters zerbricht. «Stopp dem Wachstumswahn» heisst es darauf, unten ist das Logo der Rechtspartei Schweizer Demokraten abgebildet. Meyer erzählt, wie er schon 1977 in seinem Roman

«Die Rückfahrt» den Zerfall des Berner Münsters beschrieb, auch sein Buch war eine Kritik am Wachstumsstreben. Dass sich nun ausgerechnet eine Rechtspartei für dieselben Anliegen einsetzt wie er, darüber wundert er sich: «Die haben ja recht, nur hätten sie auf dem Flugblatt auch vor sich selbst warnen müssen.»

Die Verschandelung der Landschaft, das Bevölkerungswachstum, die Ökonomisierung des Lebens sind die Themen, die ihn bis

heute beschäftigen. Dabei nimmt er auch Positionen ein, die in der Kulturszene eigentlich die umgehende Exkommunikation zur Folge haben. 1998 zum Beispiel forderte er in einem ironischen Essay in der NZZ den Beitritt der Schweiz zur USA anstatt zur EU (damals EG). Und auch schon die 68er Bewegung war ihm suspekt: «Da habe ich nicht mitgemacht. Ich

«Die Kulturszene ist mir egal. Enttäuscht bin ich vor allem von der Grünen Partei.»

mag diese Massensachen nicht.» Er sei halt Einzelgänger, «schon als Kind bin ich das gewesen, das ist meine Veranlagung».

Sie haben sowohl der Masseneinwanderungsinitiative als auch der Ecopop-Initiative zugestimmt. Dürfen Sie sich in der linken Kulturszene überhaupt noch sehen lassen?

Die Kulturszene ist mir egal. Enttäuscht bin ich vor allem von der Grünen Partei. Das Hauptproblem heute ist doch eigentlich nicht der Klimawandel, sondern die Überbevölkerung, die diesen verursacht. Ein existenzielles Problem, das schon Mao Zedong klar erkannt hat und dem er mit seiner Ein-Kind-Politik zu begegnen versuchte. Trotzdem soll die explosionsartige Zunahme der Weltbevölkerung zurzeit um die drei Menschen pro Sekunde betragen. Wir sitzen in der Wachstumsfalle, und das gefährlichste Wachstum ist das der Weltbevölkerung. Dies anzusprechen, ist aber ein Tabu. Lieber nimmt man eine nächste Katastrophe in Kauf, die dann wieder etwas Platz schafft. Wie die zwei Weltkriege oder die Spanische Grippe, die mehr Tote verursacht hat als die zwei Weltkriege zusammen. Auf so etwas steuern wir dann halt wieder zu.

Früher gab es unter den Linken noch mehr Diversität: Die Grünen waren gegen den EWR und gegen die Neat. Heute wäre das undenkbar. Es gibt nur noch eine linke Einheitsmeinung.

Das ist so. Das Problem des Bevölkerungswachstums darf nicht angesprochen werden. Seit meiner Geburt hat sich die Bevölkerung der Schweiz verdoppelt. Ich spüre das, ich fühle mich beengt. In meinem neuen Buch wird dies eine Rolle spielen. Ich schaue dabei auf mein Leben zurück, ganz nach Kierkegaard: «Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden.»

Was ist die Lösung? Gemäss Fachleuten steht die grosse Zuwanderung aus Afrika erst bevor: Hunderte Millionen werden sich auf den Weg nach Europa machen, aus verständlichen Gründen. Wollen Sie die Armee gegen die Einwanderer aufbieten?



Max Frisch (1967).

«In Zürich fuhr Max mit mir in seinem Jaguar gern zum Essen irgendwohin aufs Land.»

Wir müssen uns auf jeden Fall bewusst sein: Mit dem Wohlfühlleben ist es bald vorbei. Alles wird härter. Es wird nicht anders gehen, als dass die EU die Aussen Grenzen besser sichert, wenn sie im Innern die Grenzen aufmacht. Wir in der Schweiz sollten versuchen, unsere Eigenheiten zu verteidigen: unsere Sprache, die sich vom Hochdeutschen unterscheidet, die direkte Demokratie.

Wenn man Ihnen zuhört und Ihre Texte liest, so hat man das Gefühl, die Welt stehe knapp vor dem Abgrund. Sie sind ein unverbesserlicher Pessimist!

Nein, ein Realist. Ich sehe die Gefahren, die die Bubis im Silicon Valley mit ihren Weltverbesserungsideen nicht sehen wollen. Diese Zauberlehrlinge versprechen, aus der Welt einen besseren Ort zu machen. Dabei haben sie nur ein weiteres Tor zur Hölle geöffnet! Wenn wir beginnen, an den Grundbausteinen der Materie und des Lebens herumzubasteln – den Atomen, den Genen und dem menschlichen Geist –, in der Meinung, wir könnten eine bessere, künstliche Natur schaffen, so ist das ein grosser Irrtum. Mir kommen diese Leute vor wie Kinder, die eine Uhr auseinandernehmen und dann nicht mehr zusammenbringen.

Das Internet, alle Informationen ständig verfügbar zu haben, ist doch auch grossartig!

Alles hat zwei Seiten. Ich bin zum Beispiel ein früherer Gegner der Atomenergie. Aber heute brauchen wir alle Elektrizität, wir sind jetzt sogar total abhängig von ihr. Ich auch. Und andererseits bin ich natürlich um die moderne Medizin wiederum recht froh...

... ohne sie wären Sie längst tot.

Stimmt. Einmal pro Woche gehe ich in ein Aquafit-Training mit lauter anderen Herzpatienten. Alles Untote: Ohne die moderne Medizin wäre keiner von uns mehr da.

Die Konsequenz der Fortschrittsskepsis wäre, dass man diese Leute sterben lässt.

Zum Teil wollen Kranke das ja auch. Denn die ganze Sache mit der Sterbehilfe und Exit ist ja eine Art Gegenbewegung zum medizinischen Fortschritt mit all seinen lebensverlängernden Massnahmen.

Achtundzwanzig Jahre lang hat der Schriftsteller in einem alten Gutshaus in Bern-West gelebt, zusammen mit seiner zweiten Frau, der rumänischen Bühnenbildnerin Florica Malureanu. Das Landgut wurde in den drei Jahrzehnten zunehmend von hässlichen Hochhäusern und Einkaufszentren

eingekreist – der Schriftsteller musste von seinem Wohnzimmer aus mit ansehen, wie seine apokalyptischen Prophezeiungen Wirklichkeit wurden. Vor fünf Jahren war er gezwungen, seine Oase zu verlassen, die Stadt wollte die Liegenschaft umnutzen. Für Meyer eine Katastrophe. Seine Originaltexte und Aufzeichnungen übergab er dem Schweizer



Die ersten Selfies: Friedrich Dürrenmatt, um 1950.

Literaturarchiv, eine schmerzhaft Angelegenheit.

Meyer stösst immer wieder auf Leute, die ihm wohlgesinnt sind. So auch während seiner Krebserkrankung. «Ich habe gute Ärzte, die nicht nur meinen Körper und meine Seele le-

«Wir müssen uns bewusst sein: Mit dem Wohlfühlleben ist es bald vorbei.»

sen, sondern auch meine Bücher. Erfreulicherweise.» Auch den Umzug hat er schliesslich gut überstanden. Jetzt lebt er nahe der Aare unterhalb der Kornhausbrücke, wo er vor seiner Zeit im alten Gutshaus schon einmal zwei Jahre lang gelebt hat.

Was lesen Sie am liebsten für Bücher?

Eben habe ich den letzten Roman von John le Carré gelesen. Ich lese alles von ihm. Sogar mehrmals. Aber wenn ich schreibe, lese ich sonst fast nichts.

Weshalb le Carré?

Er hat einen wunderbaren Stil, eine wunderbare Sprache. Das ist selten bei Krimis oder Spionageromanen. Das ist wirklich gute Literatur. Das pure Gegenteil der James-Bond-

Romane von Ian Fleming. Zudem sind die Bücher hochaktuell, hervorragend recherchiert. Ich habe mit ihm jetzt auch Briefkontakt aufgenommen.

Was schreiben Sie einander?

Das möchte ich für mich behalten. Er erinnert sich aber gern an seine Zeit in Bern zurück, als er kurz nach dem Krieg hier studierte und auch gerne in der Aare schwamm.

Hatten Sie von ihm gehört, als er in Bern studierte?

Unmöglich, denn ich bin ja fünfzehn Jahre jünger und war damals gerade einmal ein Jahr alt. Da habe ich noch nicht einmal Wildwestromane gelesen. Aber es gibt schon Parallelen: Ihn hat in Bern ja der grosse Germanist Fritz Strich unter seine Fittiche genommen, dieser hat ihn stark geprägt. Bei mir war es Georg Jánoska. Getroffen haben wir uns leider noch nie. Auch als er den Ehrendoktor in Bern entgegennahm, habe ich ihn verpasst.

Haben Sie nie mit dem Gedanken gespielt, auch einmal populärer zu schreiben?

Mein Roman «Das System des Doktor Maillard oder Die Welt der Maschinen» war durchaus populär. Er galt bei den jungen Techno-Menschen, wie ich gehört habe, sogar als ein Kultbuch – und hat mich ja auch auf eine nicht uninteressante Kandidatenliste gesetzt [*Meyer stand auf der offiziellen Nominiertenliste für den Literaturnobelpreis, Anm. d. Red.*]. Einen «richtigen Krimi», wie Sie wohl meinen, wollte ich zwar schon immer wieder einmal schreiben, aber es kam stets etwas anderes dazwischen: Frauengeschichten, die Scheidung und so fort.

In Ihren letzten Romanen, «Wandlung» und «Apotheose», geht es um einen Männerklub, der geheimbundmässig zusammenkommt. Solche Männerklubs, das darf es heute nicht mehr geben, das liefe wohl unter Sexismus.

In den Büchern steht nicht der Männerklub im Zentrum, sondern die Kreativität dieser Männer. Und bei der Machtfrage zwischen Männern und Frauen, auf die Sie mit «Sexismus» ansprechen, sollte man nicht unterschlagen, dass nicht nur die Männer Macht haben, sondern durchaus auch die Frauen. Das wusste schon Aristophanes, als er die Komödie «Lysistrata» schrieb, in der die Frauen in den Sexstreik treten und so einen Krieg beenden.

Sind Sie eigentlich manchmal froh darum, dass Sie nicht mehr jung sind?

Ich merke gar nicht, dass ich nicht mehr jung bin. Vom Körper her schon. Aber sonst muss ich mir mein Alter immer wieder in Erinnerung rufen.